Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 3

Artikel: Weltanschauliche Briefe politischer Richtung
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160547

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WELTANSCHAULICHE BRIEFE POLITISCHER RICHTUNG

VON HERMANN HESSE

An Professor C. Br. Schloß Bremgarten, August 51

Lieber Herr Br.

Vom Engadin kommend, bin ich für den kurzen Rest meiner «Ferien» im alten Schloß Bremgarten, da fand mich Ihr Brief.

Mein Briefbuch habe ich nicht gut im Kopf, es ist zum größeren Teil von meiner Frau und meinem Verleger redigiert worden. Aber ich habe, da das Buch hier im Hause vorhanden ist, den Brief an Sie nachgesehen, und kann wirklich nicht ein einziges Wort darin finden, das eine Seele mit Heimatliebe verletzen könnte. Der Brief ist vom Jahr 34, einer Zeit wo das «Dynamische» und «Faustische» Schlagwörter des Pöbels waren, ich finde nichts an ihm zu korrigieren, und kann mir nicht vorstellen, warum er so in Ihnen nachgewirkt hat.

Dagegen zweifle ich nicht daran, daß andre Briefe jenes Buches das gleiche Thema mit weniger Liebe und Behutsamkeit und mit mehr Schärfe behandeln. Aber diese andern Briefe sind ja nicht an Sie und Ihresgleichen gerichtet, sondern an ganz andre Leute, die durch besonders dumme oder arrogante Äußerungen des Nationalismus solche Reaktionen bei mir hervorrufen mußten.

Meinen brieflichen Formulierungen etwas wie Endgültigkeit oder axiomatische Geltung zuzuschreiben ist mir niemals eingefallen. Daß nur ein Deutscher den Goethe in allen Nuancen und nur ein Schwabe den Mörike ganz verstehen könne, war mir stets selbstverständlich. Aber die Weite Goethes «deutsch» zu nennen oder die Sensibilität Mörikes «schwäbisch» wäre eben doch unsinnig. Der Deutsche ist kein Goethe und der Schwabe kein Mörike, bildet es sich aber in Zeiten hochgehender Vaterlandsliebe gern ein...

* * *

An den Dichter Georg Schwarz Okt. 1951

Lieber Herr Schwarz

Ihr Gedicht gefällt mir, ich danke Ihnen, und auch für Ihren lieben Brief, mit dem Sie nur allzu sehr Recht haben.

Sie sagen, daß Sie mich darum beneiden, daß ich alt und dem Ende nahe bin. Das ist verständlich, es bedeutet heute einen Trost

nnd eine Stütze zu wissen, daß man die verdorbene Luft dieser Epoche nicht mehr lang zu atmen braucht. Doch hat es immerhin auch schon früher, sogar in den sagenhaften Vorkriegsjahren, ziemlich gestunken.

Zu unterscheiden ist freilich zwischen der Resignation des müden Alten, den die Welt nicht mehr stark interessiert, und dem eigentlichen und innersten Glauben dieses Alten. Die Müdigkeit ist ja nur eine physiologische, und wenn ich die heutige Welt und ihren Gestank gern verlasse, so bedeutet das doch nicht, daß ich an Welt und Menschheit ein für alle mal verzweifelt wäre. Ich wittere Untergang und sehe Häßlichstes herankommen, aber das wird auch sein Ende finden, und es kann in einer völlig zerstörten Welt nachher wieder alles das aufblühen, wozu der Mensch die Möglichkeiten und die Sehnsucht in sich trägt.

Ein Unterschied zwischen Ihrer und meiner Sehweise liegt natürlich auch darin, daß ich mehr das Welt-Problem sehe und spüre als das prinzipiell deutsche. In Amerika sind heute die Leute, die für den Frieden und die Vernunft plädieren, ebenso verfehmt wie bei Ihnen, und mir sind sogar in der harmlosen Schweiz wegen einer antikriegerischen Gebärde in Presse und Leserbriefen die Ohrfeigen nicht erspart geblieben.

Addio, ich darf mir nicht oft so lange Antworten gönnen. Herzlich Ihr

* * *

Antwort auf einen politischen Leserbrief aus Deutschland.

Montagnola, im Juni 1952

...Wie Sie vermuten konnten, sagt mir Ihr Brief über die deutschen Zustände nichts Neues. Es scheint nun einmal so zu sein, daß Völker überhaupt nichts «lernen», weder aus verlorenen noch aus gewonnenen Kriegen, von allen Tätigkeiten scheint gerade das Lernen die, wozu sie am schwersten zu bringen sind. Was alles hätten die Sieger, was alles die Besiegten aus den Kriegen von 1870, 1914 und 1939 lernen können! Aber dieses Lernen wird, so scheint es, jeweils weder von den Völkern noch von deren führender Oberschicht geleistet, sondern immer nur von einer dünnen und machtlosen Schicht von Geistigen. Diese kleine und einflußlose Schicht produziert zwar Erkenntnisse, sie stellt Wahrheiten fest, welche aber immer erst in einer zu Schlagwörtern verzerrten Form und um eine Generation zu spät den Weg in die Menge finden. Es folgt daraus, so scheint es, daß Verzweiflung die eigentliche und legitime Haltung der Erkennenden sein müsse, so wie Drauflosleben und Blindbleiben die der Völker. Dennoch scheint es aber hinter oder über

dem Tatsächlichen und Manifesten eine echtere, haltbarere und sinnvollere Wirklichkeit zu geben, zu der unsre Philosophieen und Religionen den geahnten Zugang suchen, und um deren wegen es sich dennoch lohnt zu leben. Im Steppenwolf wird diese Wirklichkeit «Die Unsterblichen» genannt. Andre sagen «Reich Gottes».

Geht uns auch vor diesem Reich die Ehrfurcht verloren, dann geht uns die Luft aus, und oft ist es ja nahe daran. Herzlich grüßt Sie Ihr

* * *

An Herrn Stadtpfarrer Daur, Stuttgart Jan. 54

Lieber Herr Daur

Danke für beides, Broschüre und Briefchen.

Ich gehöre zu den Kriegsgegnern aus nicht christlichen Gründen. Es würde für mich, wenn ich einer Kirche angehörte, z. B. die Frage entstehen können «Darf ein Kriegsgegner einer Kirche angehören, die den Krieg billigt und segnet?» Denn aus einer Kirche kann jeder austreten, aus ihrem Staat aber können es die Wenigsten.

Aber auch ich sehe, wie Sie, nicht eine Kirche sondern das persönliche Gewissen für die letzte Instanz an, darum gefällt mir in Ihrer Schrift besonders der Schluß und der Hinweis auf jenen Artikel des Bonner Grundgesetzes. Von diesem Punkt aus kann in Deutschland Christ und Heide gemeinsam denken und zu wirken suchen.

An einen praktischen Erfolg glaube ich nicht. Aber ich bin auch darin mit Ihnen einig, daß Jeder, dem es ernst ist, trotzdem den aussichtslosen Kampf führen muß. Die Würde des Menschen steht und fällt damit, daß er sich Ziele im Unerreichbaren setzen kann, wie seine Tragik darin, daß er den Weltlauf und die Praktiken der Welt gegen sich hat.

Herzlich grüßt Sie Ihr

* * *

An Herrn W. K., Stuttgart Mai 54

Lieber Herr W. K.

Danke für Ihr Büchlein Briefe!

Ich kann zu Ihren Vorschlägen für die Zukunft Deutschlands und Europas nichts Eigenes sagen, ich habe zur Politik keine andre Begabung als die des Wachseins, nicht aber eine positive, schöpferische Begabung, es gehört dazu mehr als der gute Wille.

Über das, was zu wünschen und zu erstreben wäre, bestehen keine großen Differenzen zwischen Ihnen und den meisten aktiven

Politikern. Daß Friede besser wäre als Krieg und aufbauende Arbeit besser als Rüsten, und daß ein etwa nach Schweizer Vorbild föderativ aufgebauter Bund ein friedliches Europa ergeben könnte — darüber bin nicht nur ich mit Ihnen einig, sondern auch die Mehrzahl der heutigen Staatsmänner. Diese Wünsche sind nicht neu.

Aber wie diese Wünsche zu verwirklichen wären, d. h. wie man die Völker dazu überreden oder zwingen könnte, das Gute und Wünschbare zu tun, darüber wissen weder die Regierenden noch Sie noch ich das Geringste. Was Sie auf Seite 37 sagen: «Wenn ein Staatsmann das Genie besäße, den Geist von Beethovens Agnus Dei mit den Notwendigkeiten der Politik zu verbinden», das ist so, wie wenn Einer sagen würde: Man brauchte nur die Temperatur am Nordpol um 25 Grad zu heben und am Äquator entsprechend zu senken, so wäre der Menschheit geholfen. Außerdem ist das Agnus Dei keine Erfindung Beethovens, er ist nur einer der Unzähligen, die Messen komponiert haben.

Ich habe in meinem langen Leben es immer wieder mit Kollegen von Ihnen zu tun gehabt, mit Leuten, die in Privatbriefen an Politiker oder Prominente den Versuch machen, die Welt zu beeinflussen. Jeder von ihnen weiß genau, was zu tun wäre, aber keiner weiß das Wie, und jeder erleichtert sich sein Herz dadurch, daß er die Verantwortung für das Ausbleiben der Rettung den Adressaten seiner Briefe zuschiebt. Ich habe es mir längst abgewöhnt, auf solche Briefe zu antworten. Wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme machte, so tat ich es, weil ich Ihnen die Redlichkeit Ihres Strebens glaube und es bedaure, daß Ihr guter Wille das Heil auf Wegen sucht, die zu nichts führen.

Mit freundlichem Gruß

* * *

Februar 55

An einen Friedensfreund in Berlin.

Lieber Herr G.

Danke für Ihren lieben Brief mit der schönen Tuschezeichnung. Ihre Blättchen mit der Dämmerungsstimmung habe ich immer gerne gehabt und jedes war mir willkommen und vertraut.

Ihre Betrachtungen über Weltgeschichte, Krieg und Sinn oder Unsinn des Ganzen kommen meinen eigenen Gedanken nahe, wir sind nicht weit voneinander. Doch kommt es für unser Verhalten im Leben nicht so sehr auf unsre Gedanken an als auf unsern Glauben. Ich glaube an keine religiöse Dogmatik, also auch nicht an einen Gott, der die Menschen geschaffen und es ihnen ermöglicht hat, den Fortschritt vom Einandertotschlagen mit Steinbeilen bis zum

Töten mit Atomwaffen auszubilden und auf ihn stolz zu sein. Ich glaube also nicht, daß diese blutige Weltgeschichte ihren «Sinn» im Plan eines überlegenen göttlichen Regenten habe, der sich damit etwas für uns nicht Erkennbares, aber Göttliches und Herrliches ausgedacht habe. Aber dennoch habe ich einen Glauben, ein zum Instinkt gewordenes Wissen oder Ahnen um einen Sinn des Lebens. Ich kann aus der Weltgeschichte nicht schließen, daß der Mensch gut, edel, friedliebend und selbstlos sei, aber daß unter den ihm gegebenen Möglichkeiten auch diese edle und schöne Möglichkeit, das Streben nach Güte, Frieden und Schönheit, vorhanden sei und unter glücklichen Umständen zur Blüte gelangen könne, das glaube und weiß ich gewiß, und wenn dieser Glaube einer Bestätigung bedürfte, so fände er in der Weltgeschichte neben den Eroberern, Diktatoren, Kriegshelden und Bombenherstellern auch die Erscheinungen Buddha, Sokrates, Jesus, die heiligen Schriften der Inder, Juden, Chinesen und alle die wunderbaren Werke friedlichen Menschengeistes in der Welt der Kunst. Ein Prophetenkopf aus dem Figurengewimmel am Portal eines Domes, ein paar Takte Musik von Monteverdi, Bach, Beethoven, ein Stückchen Leinwand von Rogier, von Guardi oder Renoir bemalt genügen, um dem ganzen Macht- und Kriegstheater der brutalen Weltgeschichte zu widersprechen und eine andere, beseelte, in sich beglückte Welt darzutun. Und überdies haben die Werke der Kunst weit sicherern und längeren Bestand als die Werke der Gewalt, sie überdauern sie um Jahrtausende.

Wenn wir, die wir an die Gewalt nicht glauben und uns ihren Ansprüchen möglichst zu entziehen suchen, dennoch zugeben müssen, daß es keinen Fortschritt gibt, daß die Welt nach wie vor von den Strebern, den Machtgierigen und Gewalttätern regiert wird, so kann man das, wenn man die schönen Worte liebt, tragisch nennen. Wir leben umgeben von Apparaten der Macht und Gewalt, oft knirschend vor Empörung über sie, oft der tödlichen Verzweiflung nah (Sie haben das in Stalingrad erlebt), wir dürsten nach Frieden, nach Schönheit, nach Freiheit für die Flüge unserer Seele, und hätten oft genug Lust, den Herstellern der Atombomben das vorzeitige Losgehn ihrer Teufelsapparate zu wünschen — und wir lassen diese Empörung und diese Wünsche doch nicht zur Blüte kommen, wir fühlen, daß es uns verboten ist, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Unsre Empörung und jene schlimmen Wünsche belehren uns darüber, daß die Scheidung der Menschenwelt in Gut und Böse keineswegs eine reinliche ist, daß das Böse nicht nur in den Strebern und Gewaltmenschen lebt, sondern auch in uns, die wir uns doch friedliebend und wohlmeinend wissen. Kein Zweifel, daß unsere Empörung «gerecht» sei! Sie ist es. Aber sie läßt uns, die Verächter der Macht, doch für Augenblicke nach der Macht begehren, um ein Ende mit

dem Unfug zu machen, um aufzuräumen. Wir schämen uns dieser Regungen und können doch ihre Wiederkehr nicht für immer verhindern. Wir haben teil am Bösen und am Krieg in der Welt. Und so oft wir diese unsere Zugehörigkeit erlebend erkennen, so oft wir uns ihrer schämen müssen, so oft wird uns auch deutlich, daß die Regenten der Welt keine Teufel sondern Menschen sind, daß sie das Böse nicht aus Bosheit tun oder zulassen, daß sie in einer Art von Blindheit und Unschuld handeln.

Denkerisch sind diese Widersprüche nicht zu lösen. Das Böse ist in der Welt, es ist in uns, es scheint mit dem Leben untrennbar verbunden. Dennoch spricht die heitere und schöne Seite der Menschheitsgeschichte unübertönbar zu uns, beglückt und tröstet uns, mahnt uns und rührt uns, und weht Hoffnung in unser Denken, das oft so hoffnungslos scheint. Und wie wir uns Friedliebende nicht vom Bösen frei wissen, so hoffen wir, daß auch in den Andern die Möglichkeit bestehe, zur Einsicht und zur Liebe zu erwachen.

DAS SPANISCHE THEATER DER GEGENWART

VON CESAR E. DUBLER

Nachdem sich während des 19. Jahrhunderts das romantische Theater erschöpft hatte, dessen letzter überspannter Vertreter José Echegaray, Nobelpreisträger von 1904, war, hebt mit *Jacinto Benavente* (1866—1954) die moderne Bühnenkunst Spaniens an. Er war der geborene Dramatiker, der seine Vorbilder im ausländischen wie im einheimischen Theater zu finden wußte. Die antike Tragödie und das italienische Lustspiel, Lope de Vega und Leandro Fernández de Moratín, sind ihm so teuer wie Shakespeare und Molière, deren Werke er in jungen Jahren schon ins Spanische überträgt. Nach dem frühen Tod seines Vaters läßt Benavente das begonnene Studium der Rechte liegen, um sich ganz einer literarischen Tätigkeit zu widmen. Diese aber führte ihn weder in die Armut noch in eine ungeordnete Bohème. Auf der Bühne und im Café Madrid erfaßte sein durchdringendes Auge Schein und Sein der Menschen. Die Personen seiner Dramen erhielten ihr pulsierendes Leben aus dieser Erkenntnis des menschlichen Wesens, das er von seiner Warte als stiller Beobachter in der spanischen Hauptstadt zu überschauen vermochte. Erst 1894, mit dem psychologisch interessanten *El nido ajeno,* «das Nest der anderen», wurde seine dramatische Begabung offenbar, und